

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

~*~*~*Redigirt von einer Committee.~*~*~*

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. e. i. n. A. u. m. a. n. n.'s Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second class matter.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 924 Lloyd Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. Th. Jäkel, Milwaukee, Wis.

16. Jahrg. No. 10.

Milwaukee, Wis., den 15. Januar 1881.

Lanf. No. 402.

Nach Gott, wie kurz ist unsre Zeit.

Nach Gott, wie kurz ist unsre Zeit
Mit Trübsal viel beladen.
Auswendig ist viel Müß und Streit,
Zuwendig Furcht und Zagen.
Jammer und Noth ist unser Brod,
Dessen wir stets genießen.
Gefährlich Steg und rauhe Weg,
Täglich wir gehen müssen.

Gleichwie im Herbst die Blätter schön
Vom Reife werden verschret;
Gleich wie der Schatten flucht davon,
Daß man ihn nirgend spüret;
Wie man im Feld die Blümlein fällt,
Daß sie verdorren müssen;
Gleich wie geschwind ein Faden lind
Dhu Müß wird abgerissen.

Und wie ein Nebel, Dampf und Rauch
In Eil sich thut verziehen:
Also all unsre Tage auch
Gleich wie ein Wind hinfliehen.
Wie Wasserfluth herauschen thut
Unser betrübtes Leben.
Wer das bedenkt, des Seel sich kränkt,
Drum thu dich Gott ergeben.

Denk nicht daß du erschaffen bist,
Ewig allhier zu bleiben.
Im Himmel unsrer Wandel ist,
Daher wir auch mit Freuden
Trost, Hülf und Heil, warten in Eil
Von Christo unserm Herren.
Zu seiner Zeit wird er all Leid
In ew'ge Freud vertehren.

Darum, so du in dieser Welt.
Oft hochbetrübt mußt werden;
Der Leib auch endlich gar hinfällt
Und wird zu Staub und Erden:
Laß fahren dahin, 's ist dein Gewinn,
Christus, dein Trost und Leben,
Dir alles das mit Freud ohn Maß
Wird herrlich wiedergeben.

Obiges Lied schiekt uns einer unserer werthen Leser, zugleich folgende Mittheilungen über dasselbe in einem Briefe beifügend:

„Es hat mit diesem Liede folgende Bewandniß: Mein jezt in Gott ruhender Vater war als Pastor emerit. Bibliothekar an der Stadt-Bibliothek in Lübeck. Diese ist eine alte Klosterbibliothek mit wissenschaftlichen Schätzen. Er fand nun bei der Revision das beisolgende Lied in alter Druckschrift als Pamphlet vor und war ungemein erfreut über diesen Fund. Er hielt es für ein Unicum und gestattete mir eine Abschrift, indem das Original der Bibliothek zu verbleiben hatte. Nach seiner Meinung gehörte es der Zeit des dreißigjährigen Krieges an, doch konnte er über den etwaigen Verfasser nichts erforschen. Es wäre wohl werth, der Vergessenheit entzissen zu werden.“

E p i p h a n i a.

Was fürchtest du, Feind Herodes, sehr,
Daß uns geborn kommt, Christ der Herr?
Er sucht kein sterblich Königreich,
Der zu uns bringt sein Himmelreich.

Dem Stern die Weisen folgen nach;
Solch Licht zum rechten Licht sie bracht;
Sie zeigen mit den Gaben drei,
Dies Kind Gott, Mensch und König sei.

Die Tauf im Jordan an sich nahm
Das himmlische Gotteslamn,
Dadurch, der nie kein Sünde that,
Von Sünden uns gewaschen hat.

Ein Wunderwerk da neu geschah:
Sechs steinern Krüge man da sah.
Boll Wassers, das verlor sein Art,
Kotter Wein durch sein Wort draus ward.

Diese Verse stehen in manchen Gesangbüchern unter den Liedern auf das Fest der Erscheinung Christi. Sie stammen in dieser Form von Dr. Luther, waren aber in lateinischer Sprache schon das ganze Mittelalter hindurch vorhanden. Der ursprüngliche Verfasser war ein lateinischer Liederdichter mit Namen *Sedulius*, der im fünften Jahrhundert nach Christi Geburt lebte. Derselbe hat neben anderen Gedichten auch eine Lebensgeschichte Jesu in 23 Strophen geschrieben, von denen die erste mit A, die zweite mit B, die dritte mit C, und so weiter jede folgende mit dem folgenden Buchstaben im Alphabet anfängt. Eine Verdeutschung der ersten sieben Strophen, also von A bis G, ist Doctor Luthers bekanntes Weihnachtslied: „Christum wir sollen loben schon“, und eine Verdeutschung von vier späteren Stro-

phen desselben Gedichts, den Strophen für die Buchstaben H, I, K und L sind die oben abgedruckten Lutherschen Verse.

Auffallend könnte es nun erscheinen, daß dies Lied als für das Fest der Erscheinung Christi aufgeführt wird. Denn während das Evangelium für dieses Fest von der Erscheinung des Herrn den Erstlingen aus den Heiden, den Weisen aus dem Morgenland, geschehen handelt, behandelt diese Geschichte nur die zweite der oben angeführten Strophen, während die erste von der Feindschaft Herodis, die dritte von der Taufe Christi, und die vierte von der Hochzeit zu Cana handelt. Was es damit für eine Bewandniß hat, werden wir verstehen, wenn wir die Geschichte des Festes der Epiphania oder der Erscheinung Christi etwas näher ansehen.

Epiphania ist ein griechisches Wort und heißt auf deutsch Erscheinung. Unter diesem Namen feierte man schon sehr frühe in der Kirche am 6. Januar ein Fest zum Gedächtniß der Offenbarung Jesu Christi als des göttlichen Heilandes der Welt. Wie nun aber solche Offenbarungen im Leben Jesu mehr als einmal stattgefunden haben, so hat auch die alte Kirche nicht nur eine Begebenheit, sondern mehrere diesem Feste zu Grunde gelegt. Und zwar sind es vornehmlich drei Bedeutungen, welche das Alterthum für das Fest der Epiphania kennt. In der morgenländischen Kirche brachte man dasselbe gemeiniglich in Beziehung zu der herrlichen Offenbarung Christi bei seiner Taufe im Jordan, wo der Vater selber ihn bezeichnet als seinen Sohn, den geliebten, und der Heilige Geist in Taubengestalt sich auf ihn senkte. Hierauf bezieht sich die dritte Strophe des obigen Liedes. Doch erinnerte man sich auch an die Offenbarung, von der der Evangelist schreibt: „Das ist nun das erste Zeichen, das Jesus that, ... und offenbarte seine Herrlichkeit, die Hochzeit zu Cana und die Verwandlung des Wassers in Wein, wovon die vierte Strophe unsers Liedes handelt. In der abendländischen Kirche hingegen handelte man vornehmlich von der Offenbarung des Heilandes vor den Erstlingen der Heiden, den Weisen vom Morgenland, die durch den Wunderstern und die Weissagung des Propheten Micha zu Christo geführt wurden, und hierauf bezieht sich die zweite Strophe unsers Epiphaniastrophes. So wurde das Fest auch in der africanischen Kirche gefeiert, wie wir aus einer Predigt des Augustinus sehen, wo er sagt: „Am heutigen Tage hat der geoffenbarte Erlöser aller Völker allen Völkern ein Fest angerichtet ... Jene Weisen haben

als die ersten aus den Heiden Christum den Herrn erkannt.“ Diese Bedeutung legte man dem Fest auch in der gallischen Kirche bei, und der heidnische Schriftsteller Amianus Marcellinus erzählt, daß Kaiser Julian der Abtrünnige im Jahre 360 zu Vienne an dem Feste, das die Christen im Monat Januar gefeiert und Epiphania genannt hätten, in die Kirche gegangen sei und daselbst feierlich sein Gebet verrichtet habe, um den Anschein zu geben, als sei er ein Christ.

In der morgenländischen Kirche verband man Anfangs, ehe das Weihnachtsfest in Aufnahme kam, mit dem Epiphaniastage vielfach auch das Gedächtniß der Geburt Christi, wie denn der Kirchenvater Epiphanius ausdrücklich schreibt: „Der Tag der Epiphania, da der Herr im Fleisch geboren ward.“ So haben wir auch aus dem Jahre 380 eine Predigt des Gregorius von Nazianz, in welcher es heißt: „Christus wird geboren; verherrlicht ihn! Christus kommt vom Himmel; geht ihm entgegen! ... Christus ist im Fleische; jauchzet vor Bittern und Freude!“ Darauf erklärt Gregorius den zweifachen Namen des Festes: Erscheinung und Geburtstag. In der Predigt, die derselbe Gregor im folgenden Jahre, 381, am 6. Januar hielt, handelt er ausführlich von der Taufe Christi. „Es ist wiederum mein Jesus,“ fängt er an, und wiederum ein Geheimniß. ... Denn dieser heilige Tag hat zwar seinen Ursprung von der Taufe meines Christus, der das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen; er wirkt aber auch meine Reinigung.“ — Bald aber wurde dies Fest recht eigentlich und ausschließlich das Fest der Taufe Christi, und man zeichnete dasselbe auch als einen derjenigen Tage aus, an welchem besonders die Katechumenen zur Taufe zugelassen wurden. Da man bei dieser Gelegenheit viele Lichter anzustechen pflegte, auch die Täuflinge brennende Kerzen in den Händen trugen, so nannte man dies Fest auch das „Lichterfest“ oder den „heiligen und leuchtenden Tag der Lichter“. Anders war es in der abendländischen Kirche. Hier wurden noch lange alle drei der oben genannten Bedeutungen des Festes berücksichtigt. Der Kirchenvater Ambrosius von Mailand hat ein Lied auf das Epiphaniestag hinterlassen, welches wie das von Luther verdentschte Lied des Sedulius die Taufe Christi, die Weisen vom Morgenland und die Hochzeit zu Cana behandelt. In Spanien schreibt Isidor von Sevilla: Aus drei Ursachen trägt dieser Tag diesen Namen (Epiphania): einmal, weil an demselben Christus in seiner Taufe den Völkern gezeigt worden ist; dann, weil er an diesem Tage durch das Aufgehen des Sterns den Weisen kund gethan ist; endlich, weil er durch das erste Zeichen, da das Wasser in Wein verwandelt wurde, vielen offenbart worden ist.“ Ein altes gallisches Messbuch, das sogenannte missale Gothicum, bezieht sich ebenfalls auf diese drei Begebenheiten, die, wie Isidor annimmt, sämmtlich am 6. Januar sich zugetragen haben. Das ohngefähr derselben Zeit angehörige Lectionar von Luxeuil gibt für unser Fest als prophetische Lection Jesaja 60, 1—16: „Mache dich auf, werde Licht u. s. w.“, als epistolische Lection Tit. 2, 11. — 3, 7.: „Denn es ist erschienen u. s. w.“, und als evangelische Lection eine Zusammenstellung aus Matth. 3, 13—17, Luc. 3, 22 und Joh. 2, 1—11, daß also in der prophetischen Lection auf das Licht der Heiden, in der epistolischen Lection auf die Allgemeinheit des Heils in Christo und auf die Taufe, in der Centone aus den Evangelien auf die Taufe Christi und die Hochzeit zu Cana Bezug genommen ist.

Eine eigenthümliche Auffassung unseres Festes finden wir zur Zeit Leos des Großen in Rom. Von den drei angegebenen Beziehungen kennt nämlich Leo nur die auf die Weisen vom Morgenland; daneben aber bringt er den Tag auch in Verbindung mit Herodes und dem bethlehemitischen Kindermord, wie das aus den Worten einer seiner Predigten hervorgeht, da er spricht: „Laßt uns handeln von dem Glanz des neuen Sterns, von den Weisen und ihren Geschenken, von der Wütherei des Herodes und dem Kindermord.“ Damit stimmt denn, daß die erste Strophe unseres Epiphaniasteges den „Feind Herodes“ zu ihrem Gegenstand hat. Diese Nebenbeziehung des Tages fiel später durch die Einführung eines besonderen Festes der Unschuldigen Kinder dahin, und so blieb nur noch die Beziehung auf die Weisen, die Erstlinge aus den Heiden. Diese Auffassung des Festes brach sich mit dem Einfluß der römischen Kirche auf das ganze Abendland immer mehr Bahn, und schließlich kam es dahin, daß man die Lectionen von der Taufe Christi und der Hochzeit zu Cana auf Nebengottesdienste oder auf die folgenden Epiphaniasonntage verlegte und für die das Epiphaniastag nur die Beziehung auf die Weisen aus dem Morgenlande beibehielt.

Luther kannte die dreifache Bedeutung unseres Festes sehr wohl. Er spricht sich darüber mehrmals aus. So schreibt er in einer Predigt auf diesen Tag: „Heute begehen wir drei löbliche, tröstliche Feste, in welchen sich der Herr Jesus offenbart hat, allen denen zu einem sonderlichen Trost, die ihn mit starkem Glauben suchen. Zum ersten den Weisen aus dem Morgenlande, zum andern Johanni dem Täufer, als er im dreißigsten Jahre von ihm im Jordan getauft ward, und da der Heilige Geist dazu die väterliche Stimme von Christo Zeugniß gab, daß er Gottes Sohn wäre. Zum dritten, als er seine Herrlichkeit und Ehre bewiesete mit dem Wunderzeichen, da er aus Wasser Wein machte in der Hochzeit.“ Unter den drei genannten Beziehungen gibt aber Luther denjenigen auf die Taufe Christi den Vorzug. Seine Meinung ist, „daß billig dies Fest den fürnehmsten Namen sollte haben von der Taufe Christi, und diese Predigt von der heil. Taufe vornehmlich davon getrieben werden.“ „Weil man ja ein Fest von der Offenbarung Christi begeht,“ schreibt er an einer andern Stelle, „warum läßt man nicht diese Offenbarung sein, da Gott Vater, Sohn und Heil. Geist sich so gewaltig offenbart; denn dieses sind die rechten drei Könige, die man alle drei bei einander findet, da sich Christus taufen läßt.“ Weil aber die evangelischen Texte von Weihnachten an die Jugendgeschichte Christi behandeln, und man für den ersten Sonntag nach Epiphania die Geschichte von dem zwölfjährigen Jesus im Tempel nicht missen wollte, also die Einführung der Geschichte von der Taufe Christi, ein Ereigniß dem späteren Leben des Herrn, in die Jugendgeschichte Christi hereingebracht hätte, so sind die alten lutherischen Kirchenordnungen auf diesen Gedanken Luthers nicht eingegangen und haben dem Epiphaniastage die Bedeutung gelassen, die es in unserer Kirche heute noch hat als Fest der Erscheinung Christi, die den Erstlingen aus der Heidenchaft geschah. G.

Eine Hauptursache des Unglaubens.

„Wenn der Tröster kommen wird,“ sprach einst unser Meister Jesus Christus zu seinen Jüngern, „der wird die Welt strafen um die Sünde, um die Gerechtigkeit und um das Gericht. Um die Sünde, daß sie nicht glauben an mich.“ Und seit-

dem er nun gekommen ist, der Geist der Wahrheit, und sein Werk treibt unter den Menschenkindern, ist ein Stück seiner Arbeit stets gewesen, daß er die Menschen gestraft hat darum, daß sie nicht glauben an den, durch den sie nach Gottes ernstem Willen sollten im Glauben selig werden. So wird es auch bleiben bis ans Ende der Tage. Nie, so lange die Erde steht, wird eine Zeit kommen, wo alle Menschen Christum als ihren Herrn und Heiland im Glauben angenommen hätten. Ja im Gegentheil wird der Unglaube mehr und mehr überhand nehmen, bis des Menschen Sohn kommen und die, welche nicht im Gehorsam des Glaubens sich gebeugt haben zu den Stufen seines Gnadenthrones, als seine Feinde zum Schemel seiner Füße legen wird. Wenn nun Christus der Herr von den Zeiten, von welchen er sagt Luc. 18, 8: „Wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinst du auch, daß er werde Glauben finden auf Erden?“ an einer andern Stelle spricht: „Wie es geschah zu den Zeiten Noah, so wirds auch geschehen zur Zeit des Menschensohnes: Sie aßen, sie tranken, sie freieten und ließen sich freien,“ so deutet er damit die Ursache an, warum der Unglaube die Herrschaft haben werde auf Erden. Es ist der irdische Sinn, der auf nichts gerichtet ist als auf die Dinge dieser Erde, auf Essen und Trinken, Freien und sich freien lassen, dessen Wahlspruch ist: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt.“ Daß dieser irdische Sinn die Ursache ist, warum viele von denen, die durch das Wort des Evangeliums diesen treugemeinten Ruf des himmlischen Königs, zum himmlischen Hochzeitsmahl geladen werden, dennoch fern bleiben vom Reich Gottes, zeigt uns auch der Heiland im Gleichniß von dem König, der seinem Sohne Hochzeit machte. Matth. 22, 1—14 und in dem Gleichniß von dem großen Abendmahl, Luc. 14, 16—24. Da hören wir, daß diejenigen, die des Königs Einladung verachteten, hingingen, einer auf seinen Acker, der andere zu seiner Handthierung; daß der eine sich damit entschuldigt, daß er einen Acker, der andere, daß er fünf Joch Ochsen gekauft habe, die sie besehen müßten, der dritte damit, daß er ein Weib genommen habe und darum nicht kommen könne. Und das scheint sich bei ihnen ganz von selbst zu verstehen, so wichtig sind ihnen Acker und Handthierung, Ochsen und Weib. Man sehe sie nur an, die vielgeschäftigen Menschenkinder, wie all ihr Sinnen und Denken, ihr Dichten und Trachten, ihr Wirken und Schaffen bei Tag und oft auch bei Nacht, bei Sonnenlicht und bei Lampenschein sich um diese Dinge dreht, so daß für die Dinge jener Welt gar keine Zeit und Kraft übrig bleibt.

Nun könnte wohl jemand sagen: Ei, sind doch diese Dinge auch Gottes Gaben, und stehen wir nicht in dieser Welt in zeitlichem, irdischem Beruf, damit wir mit Fleiß und Eifer in demselben Gott und dem Nächsten dienen sollen? Darauf antworten wir: Ja freilich! Aber wer die Dinge dieser Zeit, seinen Acker und seine Handthierung so ansieht, der wird auch nicht die Sorge um dieselben höher stellen als die Sorge um das Himmelreich, der weiß auch, daß ihm Gott Leib und Seele, Augen und Ohren, Weib und Kind, Acker und Vieh nicht dazu gegeben hat, daß sie ihm zum Hemmschuh und zum Fallstrick werden auf dem Wege zum Himmel, sondern daß er alles in den Dienst dessen stellen soll, der es gegeben hat, und so anwenden, daß dem Vater im Himmel schon hier Preis und Ehre erwachse, wir dadurch sein Reich ausbreiten bei uns und unsern Mitmenschen, auch auf der Pilgrimschaft durch dieses Leben Reifkleider und Weggehrung haben, bis wir beides

nicht mehr bedürfen, wenn wir werden angelangt sein in unsers Vaters Haus.

Ganz anders aber ist's bei den ungläubigen Kindern dieser Welt. Die lieben das zeitliche Gut nicht, weil Gott es ihnen bescheert hat, sondern weil sie, wie sie meinen, es mit saurer Arbeit verdient oder mit Klugheit und Umsicht erjagt haben. Denen ist Geld und Gut so viel werth, nicht weil sie damit Gott und dem Nächsten dienen können, sondern weil sie damit der Augen Lust und des Fleisches Lust und hoffärtigem Leben fröhnen können. Sie sind fleißig und eifrig in ihrem Geschäft und Gewerbe nicht, weil es Gott haben will, sondern weil sie dem, der die Vögel unter dem Himmel speist und die Lilien auf dem Felde kleidet, nichts zutrauen, vornehmlich aber, weil ihr Geiz oder ihre Wollust oder ihr Hochmuth unersättlich ist. Kurz, sie stellen sich und was sie thun und haben in den Dienst der Sünde aus Liebe zur Sünde. Und darum steht es bei ihnen nicht nur so, daß sie vor der beständigen Beschäftigung mit der Frage: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? nicht zu der Frage kommen: Was muß ich thun daß ich selig werde?, sondern diese Frage ist ihnen unbequem, ja gar verhaßt und allem, das darauf Bezug hat, sind sie bitter feind; denn sie werden dadurch gestört in ihrem Sündendienst, in welchem sie ihr Glück und ihre Freude sehen. Es gilt von ihnen das Wort, das der Herr zu Nikodemus sprach: „Die Menschen liebten die Finsterniß mehr denn das Licht, denn ihre Werke waren böse. Wer Arges thut, der hasset das Licht.“ Daher der Haß gegen die Predigt des Gesetzes, welche die Sünde straft und hinweist auf den starken und eifrigen Gott, der Augen hat wie Feuerflammen, dessen Jorn brennt bis in die unterste Hölle, der die Missethat der Väter heim sucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Daher die Feindschaft gegen das Wort, das den Menschen so ganz klein macht und ihn als Bettler vor Gottes Thüre stellt; daher der Groll gegen die Predigt vom Kreuz, den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit. Daher die Anstrengungen, die Bibel für ein Fabelbuch, die Lehren der Schrift für Pfaffenwitz und Annemmärchen zu erklären; daher die Lobpreisungen zu Ehren der falsch berühmten Wissenschaft, die der göttlichen Wahrheit gegenüber eine Lanze nach der andern einlegt und zersplittert. Daher der Un glaube!

Zur Veranschaulichung ein Beispiel aus dem Leben:

In New York wandelten am Hasen zwei Freunde auf und ab. Der eine von ihnen, sein Name war Saunders, war im Begriff, nach Europa abzureisen, und das Dampfschiff, welches ihn über das Meer tragen sollte, lag bereit zur Abfahrt. Die wenigen Augenblicke, welche noch blieben, sollten dem Freunde gewidmet sein. Saunders war ein feingebildeter Mann in den besten Jahren, der eine gewandte Zunge und eine ebenso gewandte Feder führen konnte, in weiten Kreisen als ein Freigeist bekannt war und von seinen ungläubigen Gesinnungsgenossen als ein tüchtiger Vertreter des Unglaubens in hohem Ansehen gehalten wurde. Jetzt wollte er nach Europa reisen, um sich dort neue Waffen für den Kampf gegen das Christenthum zu holen, zum Theil auch, um die Freuden des Lebens und die Genüsse, die das Ausland bieten konnte, in vollen Zügen zu genießen. Sein großes Vermögen gab ihm reichlich Mittel dazu, seine gute Gesundheit die Kräfte, die weite Welt die mannigfaltigste Gelegenheit. Ueberall erwarteten ihn Freunde und Gesinnungsgenossen, seine Ge-

nüsse zu theilen und zu erhöhen. Und doch war sein Blick düster, sein Mund so schweigsam, sein ganzes Wesen so sonderbar unruhig und verstimmt. Der Freund schob die Ursache dieses Zustandes auf das Nahen des Augenblicks ihres Scheidens. Er legte seinen Arm traulich und herzlich in den des Freundes und suchte ihn zu erheitern, indem er ihm die Freuden und Genüsse schilderte, die ihm in Aussicht standen. Aber Saunders blieb düster und verschlossen, nur an seinem raschen, ungestümen Gang merkte man deutlich, daß in seinem Innern ein Kampf vorging, daß er beunruhigende Gedanken, die ihn quälten und die er doch nicht aussprechen mochte, nicht loswerden konnte. Da gab das Dampfschiff das Zeichen zur Abfahrt. Saunders ergriff rasch die Hand seines Freundes, schaute ihm ins Auge und sagte halb weich, halb bitter: „Ja, du könntest Recht haben, wenn du sagst, daß eine schöne, genussreiche Zukunft vor mir liegt. Aber Eins ist, was einen dunklen Schatten in alle Lust meines Lebens wirft.“

„Und was könnte das wohl sein?“ fragte der Freund und sah ihn betroffen und verwundert an.

„Nun“, erwiderte nach einer Pause Saunders langsam und sehr ernst, indem er die Hand an seine Stirne legte, „wenn es doch wahr wäre, was die Bibel sagt! Ja, wenn ich es gewiß, aber auf ganz gewiß wüßte, daß nach dem Tode alles, alles aus ist, dann könnte ich glücklich sein, dann wäre mein Herz ruhig und meine Freude ungetrübt. Aber hier ist der Stachel, der mich verfolgt und mir keine Ruhe läßt. Das ist das Schwert, das mir durch die Seele dringt. Wenn die Bibel wahr ist, dann bin ich verloren. Dann ist aller Reiz meines Lebens dahin, dann ist meine Zukunft schrecklich, dann ist alles, alles verloren!“

Der Freund stand bei diesen Worten erstarrt da und konnte vor Betroffenheit nichts antworten. Saunders riß sich los und eilte an Bord; wenige Augenblicke später fuhr der Dampfer majestätisch hinaus und verschwand in der blauen Ferne.

Ob in Saunders' armes, unruhiges, unseliges Herz der Friede noch eingezogen ist, der Friede Gottes, welcher höher ist, als alle Vernunft? Wir wissen es nicht. Einige Wochen nach seiner Abfahrt traf die schreckliche Nachricht in New York ein, daß der stolze Dampfer im Sturm auf Felsen geschleudert und zertümmert worden sei. Nur wenige von der Mannschaft und den Passagieren waren gerettet worden. Von Saunders aber, dem kurz vorher noch in vieler Augen so glücklichen, und doch so jammervoll unglücklichen Saunders, hat man nie wieder etwas gehört.

Was sehen wir aber an diesem Ungläubigen? Wie er der göttlichen Wahrheit deshalb feind ist, weil sie ihn stört in dem ruhigen Genuß der Freuden dieser Welt. So war Herodes dem Jesukindlein feind, weil er um seine irdische Krone und Königspracht besorgt war; so verrieth Judas den Herrn um dreißig Silberlinge; so gab Pilatus Jesum dahin, um es nicht mit dem Kaiser zu verderben; so sind Silberlinge und Menschengunst und irdische Pracht noch heute das, um dessen willen Millionen nicht mit Christo sind, sondern wider ihn.

G.

Nun danket alle Gott.

Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß einige unserer lutherischen Kirchenlieder von Leuten der verschiedensten Geistesrichtungen bei ihren Festlichkeiten immer wieder angestimmt werden. So muß es sich z. B. Dr. Luthers Heldenlied: Ein feste Burg ist unser Gott &c. gefallen lassen, nicht allein, daß es von der

andächtigen Gemeinde im Gotteshause gesungen werde, sondern bei allen möglichen Festlichkeiten, die oft durchaus gar nichts mit Luthers Geist gemein haben, kann man es hören. Aehnlich geht es auch dem obengenannten Liede: Nun danket alle Gott &c. Auch das ist bis auf den heutigen Tag bei den verschiedensten Gelegenheiten erklingen.

Der Verfasser desselben aber ist Martin Rinkart, geb. am 23. April 1586 zu Eilenburg. Von seinen frommen Eltern in der Gottesfurcht erzogen und fleißig zur Schule angehalten, konnte er schon als 15jähriger Jüngling die Universität Leipzig beziehen, um Theologie zu studiren. Seinen Lebensunterhalt erwarb er sich dabei namentlich durch seine musikalische Kunstfertigkeit. Neun Jahre blieb er in Leipzig, dann wurde er Cantor an der St. Nikolaikirche in Eisleben. Im folgenden Jahre wurde er zum Diakonuf daselbst berufen. Nachdem er später noch zwei Jahre Pastor zu Erdeborn gewesen, wurde er 1617 zum Archidiaconus in seiner Vaterstadt ernannt. Am 22. November desselben Jahres zog er hier ein. Sein Gebet bei diesem neuen Amtsantritt war:

Auf dein Wort, Jesu, ich mein neu Netz frisch ergreife,
Geh in die wilde See, die Segel weit ausschweife.
Hilf ziehn, hilf fangen mir der Himmelkinder viel,
Und richte Netz und Schiff und Wind zum guten Ziel.

Zweiunddreißig Jahre lang wirkte er hier in großem Segen bis an sein Lebensende. Freilich, dornenvoll war seine Laufbahn, mancherlei harte Prüfungen mußte er durchmachen. Er konnte oft sagen mit dem Apostel: „Uns ist bange,“ aber auch gläubig allzeit hinzusetzen: „aber wir verzagen nicht“. — Schon im folgenden Jahre nach seinem Einzuge brach der grauenvolle 30jährige Krieg aus, der so namenloses Elend über Deutschland brachte. Auch in Eilenburg gingen die Trübsalwogen hoch, und die Bürger bekamen die Noth und Angst des Krieges in reichem Maße zu schmecken. Insbesondere war das der Fall, als am 21. Feb. 1639 der schwedische Oberstlieutenant v. Dörfeling die Summe von 30,000 Thalern zu erpressen suchte, und drohte, die Stadt zu verderben, wenn das Geld nicht aufgebracht würde. Aber wo sollten in solchen Zeiten die Bürger das viele Geld hernehmen? — Da magte es der treue Hirte Martin Rinkart ein Wort der Fürbitte bei den Schweden einzulegen, allein seine Bitte wurde nicht gehört. Ohne das geringste ausgerichtet zu haben, mußte er wieder zurück kehren. Doch, er wußte noch Rath. Kommt, meine lieben Kirchkinder, sprach er zu den ihn erwartenden Leuten, wir haben bei den Menschen kein Gehör noch Gnade mehr, wir wollen mit Gott reden! Darauf ließ er zur Bestunde läuten, und stimmte dann das Lied: Wenn wir in höchsten Nöthen sein &c. mit der Gemeinde an. Als der Gesang zu Ende war, warf er sich auf die Kniee und rief mit brünstigem Gebet den Herrn um Hilfe an. Und der Herr, der nahe ist Allen, die Ihn anrufen, hörte auch das Flehen seines Knechtes. Denn als der schwedische Befehlshaber von diesem Vorgange hörte, machte das auf ihn solchen Eindruck, daß er seine Forderung auf 8000 Thaler herabsetzte. Da die Stadt auch diese nicht aufzubringen vermochte, so begnügten sich die Schweden einstweilen mit 4000 Gulden, oder nach andern Nachrichten mit 1805 Thalern. Diese Summe wurde theils in Geld, theils in einem silbernen Kelch und einer Kanne aus der Kirche überreicht. Für den Rückstand nahmen sie eine Schuldverschreibung an. Auf Rinkarts wiederholte flehentliche Bitte läßt jedoch v. Dörfeling auch von dieser Forderung noch 2000 Gulden nach.

Zu der Kriegsnoth gesellte sich auch noch Mißwachs und Theuerung. Es pflegt ja selten ein Unglück allein zu kommen. Die Theuerung hatte wiederum eine furchtbare Hungersnoth im Gefolge. Damals galt ein Leipziger Scheffel Korn 10 Thaler. Vor dem Hause eines Bäckers versammelten sich wohl 2—3000 Menschen, wenn er gebacken hatte, um ein Stücklein Brot zu erhaschen. Hatten dann die Armen ein Bißlein errungen, so suchten sie mit demselben einen Hund oder eine Katze einzufangen, damit sie durch deren Geuß sich vom Hungertode erretten möchten. Rief sich solch ein Thier ungefähr blicken, so liefen gleich 20—30 Menschen hinterher, und es kam vor, daß Leute sich um eine aus der Luft gefallene Krähe todt schlugen. Um den Stadtgraben brannten Feuer, bei welchem sich die Hungernden an hölzernen Spießen ein Nas brietten, das sie auf dem Schindanger geholt hatten. Selbst in Dünghaufen wühlte das arme Volk, um sich Nahrung zur Stillung des furchtbaren Hungers zu suchen. Dazu ertönten allenthalben Klagenrufe, und um Gottes willen flehten die Leute um eine Gabe, die doch nicht gereicht werden konnte, weil alle an derselben Noth litten.

Auch die Pest wüthete insonderheit im Jahre 1637 in Eilenburg. An e i n e m Tage starben an 40—50 Menschen. Im Ganzen wurden in e i n e m Jahre 4480 Einheimische und an 4000 Fremde, die sich hierher geflüchtet hatten, von der Pest hingerafft.

Das waren furchtbare Zeiten, aber sie mußten auch Martin Rinkarts Amtstreue nur desto herrlicher hervorleuchten lassen. Da zeigte er, daß er kein Miethling, sondern ein rechter Hirte und Diener des einigen guten Hirten war.

Als nun die schwere Kriegszeit zu Ende gehen sollte, waren Vieler Herzen von Lob und Dank gegen Gott erfüllt, und manches heiße Danklied erscholl zum Throne des Höchsten. Da stimmte auch Martin Rinkart ein in solchen Chor, und dichtete im Jahre 1646 das herrliche Lied: Nun danket alle Gott &c. nach den Worten Sirachs, Cap. 50, 24—26.

Nicht lange jedoch sollte er den irdischen Frieden mehr sehen. Ein Jahr nach Schluß desselben wurde er schwer krank, und der Herr holte seinen müden Diener heim. Das geschah am 8. December 1649, nachdem er gebetet hatte mit den Worten des alten Simeon: Herr, nun läßt du deinen Diener in Frieden fahren! — Seine Gebeine ruhen in der Stadtkirche zu Eilenburg, und sein Bildniß hängt noch daselbst.

W. B.

Johannes Brenz.

Johannes Brenz wurde am 24. Juni 1499 zu Weil in Schwaben geboren. Sein Vater, der Stadtschultheiß Martin Brenz, und seine Mutter, Katharina, geborene Hennich, waren durch Frömmigkeit und Bildung auszeichnet. Sie haben sich später mit Freunden und Freimüth zum Lutherthum bekannt. Der Vater wurde deshalb seines Amtes entsetzt, und als beide Eltern im Jahre 1531 nach ihres Sohnes Zeugniß „in rechter Erkenntniß und Bekenntniß unseres lieben Herrn Jesu Christi aus der Welt abgeschrieben.“ wurden sie außerhalb der Stadt in ungeweihter Erde begraben. Johann besuchte die Schulen zu Weil, Heidelberg und Baihingen, wo er den durch Sprachkenntniß berühmten Johann Schmidlin zum Lehrer hatte. Schon im dreizehnten Jahre (1512) konnte der hochbegabte und fleißige Schüler die Universität zu Heidelberg beziehen.

Durch unermüdlige Nachstudien zog er sich das spätere Leiden der Schlaflosigkeit zu, die er zu Meditationen benutzte und im Alter durch Lesen und Schreiben bei einer am Bette angebrachten Lampe erleichterte.

Im 17. Jahre wurde Brenz Baccalaureus, im 19. Magister und genoß schon damals den Ruf eines auszeichneten Gelehrten.

Die ersten Schriften Luthers fielen zündend in seine Seele, und seitdem er bei Gelegenheit der Heidelberger Disputation (1518) ihn persönlich kennen gelernt hatte, war sein innerstes Leben der Sache Luthers hingegeben.

Im Jahre 1519 wurde er zum Rector des Conuberniums in Heidelberg ernannt. Er hatte in dieser Stellung nicht bloß die Studenten zu überwachen, sondern auch zu lehren. Anfangs hielt er ihnen philosophische und philologische Vorlesungen; aber nachdem er Luthers Erklärung des Galaterbriefes und Melancthon's Loci communes gelesen, ging er zu Vorträgen über das Matthäusevangelium über, welche bald so viele Zuhörer versammelten, daß er mit ihnen das Conubernium verlassen und einen großen philosophischen Hörsaal einnehmen mußte. Die in Schatten gestellten theologischen Docenten erklärten jetzt Brenz für unbecorrechtigt zu theologischen Vorlesungen, weil er kein Geistlicher sei, und dies bewog ihn, sich im Herbst 1521 zum Priester weihen zu lassen, worauf er seine Vorlesungen über das neue Testament fortsetzte und häufig in den Stadtkirchen predigte. Sowohl vom Ratheder als auch von der Kanzel verkündete er mit Entschiedenheit das reine Evangelium, und er würde sich in Heidelberg sehr wohl gefühlt haben, hätten nicht seine papistischen Widersacher das Verbot seiner Vorlesungen zu erwirken gewußt. Sehr erfreulich war ihm daher ein Ruf zum Prediger an der Hauptkirche zu Hall in Schwaben.

Sämmtliche Prediger, die er in Hall vorfand, waren papistisch gesinnt. Er erwiderte indessen ihre heftigen Angriffe mit großer Besonnenheit und Milde. Wenn sie in den Frühkirchen ihre Wuth gegen seine Lehre ausgelassen hatten, und die Einwohner in der Hoffnung, eine Erwiderung in ähnlichem Tone zu vernehmen, noch reichlicher seinen später fallenden Predigten zuströmten, fuhr er ruhig fort, die Grundlehren des Evangeliums vorzutragen, und nahm erst, wenn eine völlig ungezwungene Gelegenheit sich darbot, auf die papistischen Irrlehren kurze und gemäßigte Rücksicht. Auf diesem Wege brachte er allmählig die meisten Gegner zu besserer Ueberzeugung. Auch die Abschaffung der unevangelischen Bräuche betrieb er mit großer Vorsicht, die indessen weniger geboten schien, als er an Johann Fienmann und Michael Greter oder Gräter zwei gleichgesinnte Kollegen erhalten hatte, und nur noch ein einziger papistischer Prediger in Hall vorhanden war. Brenz hatte in der ersten Zeit noch Messe gelesen und nur das Opfer für die Todten und Lebendigen weglassen. Als aber Fienmann die Messe fallen ließ und darüber hart angegriffen wurde, machte Brenz dessen Angelegenheit zu der Seinigen und erklärte öffentlich: „Meine theuersten Zuhörer, ich sehe, daß einige von euch sich an unserm Benehmen ärgern. Es ist wahr, ich habe zuweilen bei euch die Messe verrichtet, aber nicht nach der gottlosen Weise der Pfaffen, sondern das Opfer für die Lebendigen und die Todten unterlassen. Dies ist um euretwillen geschehen. Denn als ich zuerst von euch hieher berufen wurde, sah ich euch in dem tiefsten Götzendienste versunken. Ich mußte zu eurer Rettung etwas mich herablassen. Darum stieg ich zu euch in den Schlamm hinab, um euch herauszuziehen und

euch durch allmählichen Unterricht frei zu machen, indem ich nach der Weise des Apostels, eine Zeit lang nachgab und nicht meine ganze Meinung heraus sagte. Jetzt aber seid ihr nach dem Worte Gottes genauer von mir unterrichtet und könnt den Greuel der Messe und die Entheiligung des heiligen Abendmahls durch dieselbe einsehen. Damit ist nun Zeit, daß sie abgeschafft werde.“ Und damit war sie abgeschafft.

Wichtige Dienste leistete Brenz seinen Mitbürgern im Bauernkriege, obwohl dessen Veranlassung Anfangs ihm wie Luther zur Last gelegt wurde. Schon drohten die Bauern mit der Belagerung der Stadt; Bürger und Magistrat zitterten und waren zur Ergebung oder gar zur Bundesgenossenschaft geneigt. Aber mit Hinweisung auf das mit der Schrift streitende Unternehmen der Bauern und den sicher zu erwartenden Beistand des Herrn der Heerschaaren rief Brenz die Muthlosen zu den Waffen gegen die Rebellen. Die Bürger ermanneten sich, und ihrer sechs hundert schlugen vier tausend Bauern in die Flucht. Wie aber Brenz schon früher bei der entschiedensten Entrüstung gegen ihr revolutionäres Unternehmen von der Bedrückung der Bauern ernstlich abgerathen hatte, so nahm er sich jetzt noch viel mehr der besieigten an, indem er ihnen nicht nur vom Rathe Amnestie erwirkte, sondern auch durch einen besonderen Sermon „von Milderung der Fürsten gegen die aufrethverischen Bauern“ weit und breit zur Erleichterung ihres Looses beitrug.

Im Jahre 1526 verfaßte Brenz das vortreffliche Schwäbische Syngramma gegen die Abendmahlslehre Zwingli's und Dekolampad's. 1529 finden wir ihn bei dem Religionsgespräche zu Marburg und 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg. Als er hier der berühmten Melancthonschen Schüchternheit nach Luthers Ansicht allzusehr nachgesehen hatte, empfing er von diesem einen ermahnenen Brief, dessen Schluß jedoch zeigt, wie außerordentlich er von dem strafenden Freunde geschätzt wurde. „Doch wozu sage ich Euch dieses Alles“ — schreibt Luther — „da Ihr durch Gottes Gnade in aller Rücksicht größer seid, denn ich; außer, daß ich Alles versuchen wollte, ob nicht Philipp, der mich eitel für einen Menschen und meine Reden für eitel menschliche Worte hält, die daher wenig Eindruck auf ihn machen, wenigstens durch Euch, die er für gottesgeistige Menschen zu halten gezwungen ist, bezogen werde. Denn ich halte ihn doch nicht so verkehrten Sinnes, daß wenn ihn Gott durch einen vom Himmel gesandten Engel heiße gutes Muths sein, er auch diesen Befehl verachtete. Daher soll er auch uns nicht verachten, die wir einstimmig Solches rathen. Und verdienten wir auch seine Geringschätzung, so sollten doch die Psalmen, die Apostel und Christus selbst Gehör verdienen, die so mannigfaltig zu uns sprechen, uns trösten, belehren, in uns dringen. Habt Zutrauen, fürchtet Nichts, seid guter Hoffnung, habt männlichen Muth, seid starkmüthig. Wenn wir dem Allen nicht glauben, so werden wir auch nicht glauben, obgleich alle Engel kämen. Dies Mal war ich wohl sehr weitläufig, mein bester Brenz. Gehabt Euch recht wohl im Herrn und betet für mich u. s. w. Den letzten Juni 1530.“

Brenz war zu Augsburg in den Conferenzen der Protestanten ein scharfsinniger Berather und den Feinden gegenüber ein gewandter Opponent. In's Besondere war er in dem Ausschusse thätig, der zum Zweck der Vergleichsverhandlungen niedergesetzt war. Als in einer vertraulichen Sitzung Cochläus, Dechant zu Frankfurt a. M., die Anrufung der Heiligen mit der Bemerkung in Schutz nahm, „daß man billig hierin dem

Gutdenken und der Entscheidung der Kirche, als der Mutter gehorchen müsse", erwiderte Brenz: „Wie aber, wenn der Vater gerade das Gegentheil vorschreibt? Eben jenem hohen Geistlichen war er von Melanchthon mit den Worten vorgestellt: „Ehrwürdigster Herr, hier haben wir einen luth. Priester im Exilite.“ Der Prälat lobte ihn und ermahnte zur Beharrlichkeit. Dasselbe geschah auch bei einer andern Gelegenheit durch den Cardinal Campesius. Aber Brenz folgte nicht, sondern verheiratete sich bald nach der Rückkehr von Augsburg mit Margarethe Wegel, geb. Gräter, einer frommen Diatrone zu Hall. Sie gebar ihm sechs Kinder, von denen ihn drei überlebten.

Als Herzog Ulrich von Württemberg im Jahre 1534 sein Herzogthum wiedererobert hatte und im ganzen Lande das Lutherthum einführte, gedachte er auch, die Universität Tübingen zu reformiren und gewann auf ein Jahr (1537) nach eingeholter Erlaubniß vom hallischen Magistrate zum Commissär der Anstalt den umsichtigen und gewandten Brenz. Dieser entwarf in Verbindung mit bedeutenden lutherisch gesinnten Lehrern, namentlich Camerarius und dem Mediciner Fuchs, neue Gesetze und Statuten. Ein Beispiel seiner Mäßigung bei dieser Umgestaltung gibt sein entschiedener und erfolgreicher Widerstand gegen den Plan einer starken Partei, die akademischen Würden abzuschaffen. Wie im Kriegszustande, erklärte Brenz, so seien auch im Gelehrtenstande Auszeichnungen heilsam, damit die zu Magistern und Doctoren Ernannten in der empfangenen Ehre Aufforderung hätten, sich derselben würdig zu machen und Andere zur Nachahmung reizten. Uebrigens war Brenz in Tübingen nicht bloß als Administrator thätig. Er hielt Vorlesungen über das zweite Buch Moses, predigte oft vor dem Volke und lernte Mathematik und Astronomie im Hörsaale Stöffler's. Unvergessen in Tübingen wurde er 1543 dahin zum Prediger und Professor berufen; aber die Hallenser erklärten, ihn nicht entbehren zu können, und er blieb bei ihnen.

Der Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges brachte Brenz in große Gefahr. Die kaiserlichen Truppen rückten am 16. Dezember 1546 in die Stadt. Nachdem sie auch in sein Haus eingedrungen, verschloß er seine Papiere, flüchtete seine Familie und entfernte sich selbst. Am andern Morgen trieb ein spanischer Bischof die Soldaten aus dem Hause, ging in die Bibliothek, erbrach die Kisten und durchsuchte die Papiere. Brenz entzog sich der Verhaftung durch Flucht auf einen hohen Thurm. Dort sich nicht mehr sicher glaubend durchirrte er in fremden Kleidern in einer kalten Nacht Felder und Wälder. Nachdem der Kaiser bald darauf abgezogen war, kehrte er nach Hall zurück. Im Mai 1548 erschien das verhaßte Interim. Brenz kämpfte es mit Entschiedenheit und erklärte dem Magistrate, wie er den Tod der Annahme des Interims vorzöge. Hierauf schickte der Kaiser einen Commissär nach Hall mit dem Auftrage, Brenz lebendig oder todt nach Augsburg zu überbringen. Dieser berief den Rath und ließ alle Mitglieder den Eid leisten, daß sie von den Mittheilungen, die er im Namen des Kaisers ihnen machen werde, Nichts verlautbaren wollten. Hierauf zeigte er ihnen seine Vollmacht, Brenz gefangen zu nehmen. Aber durch Gottes Fügung war der Rathsherr Büscher erst nach der Eidesleistung in die Versammlung getreten, ohne von dem Commissär bemerkt zu sein. Er überschickte Brenz unmittelbar nach Aufhebung der Session durch Henmann einen Zettel, worauf die Worte standen: Fuge, fuge, Brenti, cito, citius, ci-

tissime!*) Brenz saß gerade bei Tisch mit seiner Familie und einigen Freunden, die er zur Feier seines Geburtstages geladen hatte, als er den Zettel erhielt. Sofort stand er auf und ging mit Henmann zum Thore hinaus. Wochen lang verbar er sich am Tage in einem dichten Walde, des Nachts in einem Dorfe, wo die Seinen von dem Schenken Erasmus und Limpurg beherbergt wurden. Als er in dieser gefahrvollen Zeit den Hallensern seine Dienste muthig wieder antragen ließ, erhielt er von ihnen die Antwort, er möge, da sie ihn nicht schützen könnten, eine andere Anstellung übernehmen. Bald darauf fand er Schutz durch den Herzog Ulrich von Württemberg. Dieser gab seinem Secretär, Jakob Kornmesser, den Auftrag, Brenz an einem sicheren Orte unterzubringen, den er selbst nicht kennen wollte, damit er allenfalls seine Unwissenheit beschwören könne. Kornmesser brachte Brenz nach der Burg Hohewittlingen auf der Alp. Hier lebte der Verfolgte in tiefer Stille, frommen Meditationen und Studien hingegeben und schlief des Nachts ruhig. Da indessen, wie er in Erfahrung brachte, die Nachforschungen im Württembergischen nicht aufhörten, ging er nach Basel, wo er in längerer Ruhe und Muße seinen Commentar zum Jesaias schrieb und die Erklärung einiger Psalmen herausgab. „Ich habe nun“ — sagte er einst über Tisch — „aus Erfahrung gelernt, daß die Psalmen David's nur von denen recht verstanden werden, die durch viel Kreuz und Trübsal gegangen sind.“ Die Trauerbotschaft von dem Tode seiner Gattin in Stuttgart zog ihn zu seinen dort lebenden Kindern. In neuer Gefahr flüchtete er mit einem Brodt auf den Boden eines offenstehenden Hauses. Die kaiserlichen Soldaten fanden ihn nicht, obwohl sie dicht neben ihn durch den Holzstoß, hinter welchem er verborgen war, die untersuchenden Lanzen stießen. Es wird erzählt, eine Henne habe täglich zur Mittagszeit zu seinen Füßen ein Ei gelegt, welches, mit einem Stück Brod gegessen, vor dem Hungertode ihn bewahrte. Vierzehn Tage hatte Brenz in seinem Verstecke geschmachtet, als er durch Stimmen auf der Straße die Kunde vom Abzuge seiner Feinde empfing. Er ging zum Herzog und dieser machte ihn zu seinem Burgvogt im Städtchen Hornberg. Als Burgvogt schrieb er seine Auslegung des Katechismus und besuchte fleißig die Kirche. Von dem Pfarrer, dem er gerathen hatte, seine Predigten abzukürzen, empfing er die Antwort: „Euch Bögen wird die Zeit immer zu lang in der Kirche, aber nicht bei der Beche.“ Doch konnte sich Brenz nicht völlig verleugnen. Es kam den Leuten sonderbar vor, daß dieser Burgvogt nicht zechte, tobte und fluchte, und als er einst den Pfarrer in einer Krankheit besuchte, mehrere Stellen aus den gehörten Predigten citirte und ihn dadurch zu trösten strebte, erwiderte der Pfarrer: „Lieber Herr, wer Ihr auch sein möget, ein rechter Vogt seid Ihr einmal nicht.“

Nach Ulrich's Tode (1550) wurde Brenz vom Herzog Christoph nach Stuttgart berufen. Da indes die Rücksicht auf den Kaiser seine öffentliche Anstellung widerrieth, so wurde er vorläufig mit nur schriftlichen Arbeiten, in einer benachbarten Landwohnung, beschäftigt. Im Auftrage des von ganzer Seele protestantischen und thatkräftigen Fürsten verfaßte er 1551 die Württembergische Confession, welche, nachdem sie von der Landesgeistlichkeit unterschrieben war, dem Concil zu Trident übergeben wurde. Diese Schrift wurde ihrer Gründlichkeit, Klarheit und Schärfe von der lutherischen Kirche namentlich auch von der sächsischen,

*) Zu deutsch: Fliehe, fliehe, Brenz, schnell, schnellster, aufs schnellste.

sehr hochgestellt und in verschiedene Sprachen übersetzt. Sie selbst erklärt sich für eine Wiedergabe der Augsbургischen Confession. 1552 wurde das Concil zu Trident von Württemberg aus durch Brenz und andere Theologen beschied; aber sie kehrten unverrichteter Sache zurück; „denn darin“ — berichtet Salig — „willigten die kaiserlichen Gesandten wohl, daß man im Concilio die heilige Schrift zur Richtschnur der Streitigkeiten setzen wollte; allein sie meinten, die Schrift sei ein unbeseeltes und stummes Ding, und müßte also Einer sein, der dieselbe erklärte, das wäre kein Anderer, als der Papst.“ Der durch diesen Ausgang in seinen Erwartungen getäuschte Herzog trieb jetzt unbekümmert um Papst und Kaiser sein reformatorisches Werk, indem er noch vor dem Passauer Vertrage das Interim für abgeschafft erklärte. Brenz, der 1553 zum Probst, geistlichen Vorstande des Consistoriums und Generalsuperintendenten der Landeskirche ernannt wurde, arbeitete noch in demselben Jahre die von Schnepf verfaßte Kirchenordnung um und gab sie in größerem Umfange 1559 heraus; im Jahre 1562 brachte er eine neue Klosterordnung, nach welcher die Klöster in Schulen für künftige Religionslehrer umgewandelt wurden, zur Geltung. Außer diesen und ähnlichen Arbeiten lag ihm die Visitation der Universitäten und Klöster, vor Allem aber die Predigt an Sonn- und Wochentagen ob.

Am 28. Dezember starb Herzog Christoph von Württemberg. Brenz wurde durch diesen Todesfall tief erschüttert; er würde, sagte er, seines theuren Landesfürsten Leben, wenn's möglich wäre, mit seinem eigenen erkaufen. Wie hoch er selbst von Christoph geachtet wurde, beweist dessen Befehl, den Brenzischen Commentar zum Jesaias in den Sarg unter sein Haupt zu legen.

Im Alter erfuhr Brenz Etwas von der Wahrheit seines eigenen Ausspruches: „Zum Alter kommen wie zu einem Opferaltar alle Uebel zusammen.“ Doch duldete er ruhig im Glauben, sich freuend auf die ewige Gesundheit. Tren pflegte ihn seine zweite Gattin Katharina, geb. Henmann. Sie hatte ihm zwölf Kinder geboren, von denen zwei früh starben. Beim herannahenden Tode versammelte er alle Prediger Stuttgart's um sein Krankenbett und lies in ihrer Gegenwart durch seinen Sohn sein vor einigen Jahren verfaßtes Testament vorlesen, worin er sich feierlich zum Glauben seiner Kirche bekennt, indem er u. a. sagt: „Ich glaube und bekenne aus meines Herzens Grunde festiglich, daß die Bücher der heil. Schrift, Altes und Neues Testament, seien eine wahrhaftige Schrift des heil. Geistes und ein gewisser Sendbrief des allmächtigen, barmherzigen Gottes an das ganze menschliche Geschlecht, mit göttlichen, himmlischen Wunderzeichen versiegelt und versichert.“ Noch einmal erklärte er, auf diesen Glauben sterben zu wollen, feierte dann mit den Geistlichen nach abgelegter Privatbeichte das heilige Abendmahl und ermahnte sie mit Anführung von Ps. 133 nachdrücklich zur Einigkeit. Zwölf Tage darauf starb er, den 11. September 1570. Er liegt in der Stiftskirche neben der Kanzel begraben.

Die Waise.

Ein Bild aus dem Arbeiterstande.

(Fortsetzung.)

Ein Bote zu Pferde kam nach Galindien gesprennt und klopfte bei mir an. Ich hatte das Feuer gesehen und auch die Vermuthung vernommen, daß es in Lau-

ten sei, konnte aber wegen eines rheumatischen Leidens das Haus nicht verlassen. Als der Bote nach Louise fragte, versagte der Schreck uns Allen im Hause die Sprache. Meine Frau eilte zum Nachbarn, welcher sofort anspannen ließ, so daß sie nach Laufen fahren konnte. Dort fand sie die Dettmannschen Eheleute im größten Jammer. Man weinte allgemein um Louise; doch gefunden hatte man von ihr noch nichts. In Lumpenschuppen gab es ja allerlei halbverkohlte Fetzen; doch wer konnte sagen, daß welche von Louises Kleidern darunter waren? Knochenüberreste waren da nicht gefunden. Unter den Trümmern der Stallgebäude hatte man allerdings Knochenreste mit der Feuerharke herausgezogen, und sobald man solcher ansichtig wurde, entstand ein lautes Weinen und Klagen in der Menge. Doch waren ja im Stalle auch einige Thiere mit verbrannt. Der Wirthschafter wollte zwar wissen, daß die Knochenstücke nur Thieren angehören könnten; doch konnte er sich irren. Nachricht auf Nachricht ging durch die von Laufen zurückkehrenden Böschmannschaften bei mir ein; doch eine war so trostlos, wie die andere. Endlich gegen 8 Uhr kehrte meine Frau zurück. Niemand hatte ihr mit Bestimmtheit sagen können, Louise gesehen zu haben. Aber, wo sollte sie geblieben sein? Mit unwiderstehlicher Gewalt drängte sich uns die schreckliche Gewißheit auf, daß unser Pflegekind umgekommen sei. Es war mittlerweile 11 Uhr geworden. Da kommt ein Reiter angesprengt. Er bringt einen Brief vom Lehrer aus G. Darin stehen die wenigen Worte: „Ihr Pflegekind ist bei mir; das Mädchen ist aber elend und krank. Eilen Sie schnell hieher.“ Meine Frau machte sich sofort auf den Weg nach R. Als sie dort ankam, fand sie Louise wachend, konnte aber von ihr nichts weiter erfahren, als daß eine schwarze Teufelsgestalt sie verfolgt und habe umbringen wollen, ein Gensdarm aber sie gerettet habe.

Meine Frau glaubte aus diesen Worten schließen zu müssen, daß das Mädchen noch im Fieberwahn sei. Der Lehrer wußte nicht, wie Louise in sein Haus gekommen, da er am verwichenen Abend nicht zu Hause, sondern bei seinem etwa 2 Meilen von seinem Wohnort entfernt wohnenden Bruder zur Kindtaufe gewesen, und als er in der Nacht zurückgekehrt war, das ihm fremde Mädchen in seinem Hause vorgefunden hatte. Dasselbe habe die ganze Nacht in einem höchst unruhigen Halbschlummer verbracht, und es sei darum von ihm nicht zu erfahren gewesen, was mit ihm vorgefallen. Er und seine Frau hätten angenommen, das Mädchen müsse mit der Post gekommen und ihm auf derselben ein Unglück, etwa ein Umstürzen des Postwagens begegnet sein. Denn kurz vorher, ehe das Mädchen in sein Haus gebracht worden, sei, nach Aussagen seiner Frau, die Post durchs Dorf gefahren. Die Lehrervrau mußte fast ebensowenig Auskunft über die Sache zu geben, als ihr Mann. Um die Zeit, als das Feuer in der Fabrik ausbrach, sei sie durch den Lärm im Dorfe aus dem Schlafe erweckt worden und habe Licht angezündet. Gleich darauf habe Jemand sehr stark an ihr Fenster geklopft und auf die Frage, wer da sei, habe sie die Antwort erhalten: „Haben Sie Erbarmen und nehmen Sie mich auf.“ Sie habe darauf die nothwendigsten Kleider angezogen und die Hausthüre geöffnet. Da habe sie das Mädchen auf der Hauschwelle gefunden. Es sei ganz verstört, ohne Schuhe, ganz naß und so erschöpft gewesen, daß es in der Stube zusammengebrochen sei. Sie habe das Kind sofort zu Bett gebracht. Später hätten sich Fieberphantasien eingestellt, in denen die Kranke öfter: „Vater, Vater!“ gerufen habe. Der Lehrer berichtete dann weiter: „Zwar hörte ich

schon in der Nacht, daß ein Mädchen in Laufen verbrannt sei, und mußte natürlich annehmen, daß die Sache unzweifelhaft sei. Erst als ich diesen Morgen die Brandstätte besuchte, erfuhr ich, daß der schreckliche Unglücksfall zwar sehr wahrscheinlich, aber doch noch die Möglichkeit vorhanden sei, daß das Mädchen in der Angst sich irgend wohin verlaufen habe. Da fiel mir das kranke Mädchen in meinem Hause ein. Ich eilte zu Dettmann, den ich ganz abgespannt und niedergebeugt vorfand, und erzählte ihm, was sich in vergangener Nacht in meinem Hause zugetragen. Der Mann fährt auf: „Was sagen Sie? Wo ist das Mädchen? Wie sieht es aus?“

„In meinem Hause ist es und schrecklich sieht es aus,“ war meine Antwort.

„Eilen wir!“ ruft er, und bald sind wir in meiner Wohnung angelangt. Kaum eingetreten, erblickt er das in unruhigem Schlummer und in aufzuckenden Bewegungen daliegende Mädchen und fällt vor dessen Bett mit den leisen Worten auf die Kniee: „Sie ist es, sie ist es! Schicken Sie schnell einen reitenden Boten nach Galindien; dort ist der Jammer groß. Ich eile nach der Fabrik zurück.“

Es dauerte noch vier Tage, bis das Kind in meine Wohnung geschafft werden konnte. Hier erholte es sich bald und theilte uns nun im Zusammenhange mit, was es von seiner räthselhaften Geschichte wußte.

Louise hatte am Tage des Brandes durch den Postboten einen dem Briefkasten zu Galindien entnommenen Brief erhalten, worin Folgendes stand: „Liebe Louise, komm heute nach den Arbeitsstunden herüber. Mein Mann ist sehr krank und wünscht dich zu sprechen. Bis zur „Schlucht“ wird dir Wilhelm entgegen kommen.“ Der Brief trug die Unterschrift meiner Frau. Die fehlerhafte Schrift war der Jungfrau weniger auffallend, da sie glaubte, sie rühre von einem meiner jüngeren Kinder her. Mehr Bedenken erregte der fremde Ton des Briefes, namentlich die Worte: „mein Mann“. Doch, da sie wußte, daß ich seit einiger Zeit bettlägerig war, und sie sich nicht denken konnte, aus welchem Grunde ihr sonst Jemand diesen Brief hätte schreiben können, beschloß sie, am darauffolgenden Sonntagmorgen nach Galindien zu gehen. Da, als es schon finster wurde, dachte sie an den ihr entgegengeschickten Knaben, der möglicher Weise bis in die tiefe Nacht hinein an der bewußten Stelle sie erwarten würde. Sie durfte das Kind nicht in später Nacht am einsamen Ort weilen, noch weniger es allein heimgehen lassen. Sie beschloß deshalb, sofort ihren Weg anzutreten. Zum Unglück mußte es sich fügen, daß der alte Dettmann beim Buchhalter war, um die während des Tages fertig gestellten Papierballen eintragen zu lassen, dessen Frau aber bei der „gnädigen Frau“ (der Gemahlin des Fabrikbesizers) bis in die Nacht hinein mit Wäscheplatten zu thun hatte, ein Geschäft, das ihr seit Jahren schon oblag. Louise ging also ab, ohne Jemand von ihrer Entfernung etwas zu sagen, was sie um so eher konnte, als am Samstagabende die Fabrik stille stand. An der bewußten Schlucht angelangt, bemerkte sie, wie sich seitwärts vom Wege eine dunkle Gestalt von einem Baume ablöste und sich ihr näherte. Sie rief: „Wilhelm!“ erhielt aber keine Antwort. Von Schreck ergriffen, wandte sie sich zur Flucht nach der Fabrik zurück, wurde aber sehr bald durch die Gestalt, welche auf kürzerem Wege die Anhöhe erreicht hatte, von der genommenen Richtung abgeschnitten. Sie freischte in ihrer Noth laut auf und stürzte in wildem Lauf wieder den Abhang hinab! Zur Seite des tiefer liegenden Weges eilte, wie ihr Schatten, die dunkle Gestalt.

„Lieber Gott, rette mich!“ rief sie, und ihr Ruf schien erhört zu sein: die Gestalt stürzte über Steingerölle, und eine raube Männerstimme trug einen gräßlichen Fluch zu ihrem Ohre. Sie gewann einen Vorsprung, verfolgte aber nicht den über freies Feld führenden Weg nach dem nicht fern liegenden Ausbau, was sie hätte thun sollen, sondern stüchtete in anderer Richtung, längs dem Hügelabhange, dem R. r. Gestrüpp zu, um sich durch dasselbe den Augen des Verfolgers zu entziehen. Sie war eine weite, vielleicht über 1000 Schritte betragende Strecke vorwärts geeilt und war öfter gestürzt; ihre Kleider waren von dem Gestrüpp zerrissen; Niemand schien sie weiter zu verfolgen. Die Kniee wankten ihr, es wurde ihr schwindelig. Sie wandte sich mehr der Richtung zu, wo Laufen liegen mußte. Da wurde vor ihr die furchtbare Gestalt wieder sichtbar. Sie wandte sich mit einem Schrei der Todesangst nach einer andern Richtung und eilte einen Abhang hinab. Der Mensch keuchte dicht hinter ihr her. Sie sah Wasser vor sich aufblitzen und stürzte todesmüthig hinein. Es war nur ein langgestreckter Sumpf. Hier verlor sie ihre Schuhe; aber auf allen Bieren arbeitete sich das arme, gehegte Kind immer weiter durch den Dämpel hindurch, in der Meinung jenseits geborgen zu sein. Sie rief einmal um das andere Gott um Hilfe an. Dem Dämpel entstieg, wollte sie den vor ihr liegenden Waldstreifen zum Dorfe R. gehörig, zu erreichen suchen. Da trat ihr aus demselben die dunkle Gestalt entgegen, ruhig und langsam, als müßte sie, daß die Kraft des armen Opfers gebrochen war. Jetzt war kein Entriunen mehr, mit dem letzten verzweifelten Aufschrei stürzte sie in die Kniee, dem Verfolger ihre Hände entgegenstreckend. Sie sah demselben ins Angesicht; es war schwarz! Plötzlich stand bei den Zweien eine dritte Gestalt. Es war, wie sich bei dem hellen Mondlicht erkennen ließ, ein Mann in Uniform, der ein kurzes, blankes Seitengewehr in der Hand hielt. Kaum war das Mädchen des neuen Ankömmlings, den sie für einen Gensdarm hielt, ansichtig geworden, kaum durchzuckte sie das Gefühl, daß jetzt ihr Verfolger gezwungen sei, sich gegen einen zu wenden, der ihm gewachsen sei, da raffte sie sich wieder auf und eilte, so schnell ihre Füße sie tragen wollten, davon. Schier zum Tode ermattet kam sie an der Lehrerwohnung an, wo sie, wie wir schon gehört haben, Aufnahme und Pflege fand.

Wer aber war der Retter gewesen? Wie war er mit seinem Gegner fertig geworden?

Der in der Nacht des Brandes eingetroffene Sohn des alten Dettmann war erst um die Mittagszeit vollständig aus seinem Schlafe erwacht. Seine Mutter war an sein Bett gekommen und hatte sofort das Gespräch mit ihrem Sohne auf die Ereignisse der verflossenen Nacht gelenkt, wobei natürlich die räthselhafte Geschichte Louises den Hauptgegenstand bildete. Als die Mutter, nicht ohne besondere Absichten, die Tugenden des Mädchens gepriesen und den Schmerz geschildert hatte, welchen die schreckliche Vermuthung, daß Louise verbrannt sei, in Aller Herzen hervorgerufen, und nun auch von der wunderbaren Rettung des Mädchens aus mürklicher Gefahr erzählte, was sie wußte, da richtete sich der Jüngling auf.

„Mutter!“ rief er und wollte eben sein Abenteuer erzählen. Da aber schrie diese auf: „Kind, deine Hände sind ja voll Blut! Was ist dir geschehen? Auch an deinen Kleidern habe ich Blut- und Schmutzstellen gesehen.“

Er lächelte seine Mutter an und sagte: „Das ist das Blut des Schurken der Eurer Louise ans Leben

wollte. Ich habe sie mit Gottes Hilfe wahrscheinlich dem Tode entrißen."

Der Vater war nun ebenfalls herbeigekommen, und der junge Mann erzählte den Eltern ausführlich, was er in der verwirrenen Nacht erlebt. Er wäre ruhig seines Weges längs der Chaussee daher gekommen und hätte zu verschiedenen Malen ein angstvolles Aufschreien von einer Frauen- oder Kinderstimme vernommen. Der letzte Aufschrei sei ziemlich in seiner Nähe erfolgt, als er sich dem R. r. Wäldchen genähert. Da habe ihm sein Inneres gesagt, daß Gott ihn durch den Nothschrei eines armen Kindes zu dessen Hilfe rufe. Er sei also augenblicklich nach der Richtung in das Wäldchen gelaufen, von wo der Hilferuf ertönte. Da sei er denn dazu gekommen, als eben eine große, im Gesicht geschwärtzte Mannesgestalt auf ein vor ihr niedergesunkenes Frauenzimmer habe loschlagen wollen. Letztere sei, sobald er dazwischen getreten, auf und davon gerannt. Der Schwarze habe sich in demselben Augenblick mit einem littauischen Fluch zwischen den Zähnen auf ihn gestürzt. Er habe sich eine Zeitlang seiner Haut gewehrt, wisse aber nicht, was der furchtbaren Kraft und Ausdauer seines Angreifers gegenüber aus ihm geworden wäre, wenn nicht eben auf der am Waldstreifen vorbeiführenden Chaussee ein Wagen herangevollt und gleichzeitig ein Postsignal ertönt wäre. Mit aller Kraft seiner Stimme habe er jetzt in die Nacht hineingerufen: „Postillon halt!“ Der Schwarze aber sei mit einigen großen, raschen Sprüngen im nahen Gebüsch verschwunden. Der Postillon, der nach wenigen Augenblicken zur Stelle gekommen sei, habe ihn auf seinen kurzen Bericht von dem Vorgefallenen dem Wunsch der Passagiere gemäß aufgeladen und nach dem Dorfe R., das die Postkutsche eben verlassen hatte, zurückgebracht. Hier sei auch die Kunde von dem Brand der Fabrik ihm zu Ohren gekommen, und so habe er sich sofort wieder auf den Weg gemacht und sei der gefährdeten Heimat zugelaufen, wo er, wie wir gehört haben, ganz erschöpft ankam.

Dem alten Dettmann war die Freude darüber, daß sein Junge Marie gerettet hatte, mit keinem Geld zu bezahlen; er hatte nichts eiligeres zu thun, als mir einen Bericht abzustatten und mir die ganze schöne Geschichte zu erzählen. Ich mußte, sobald ich konnte, auch einmal kommen und mir den Helden des Hauses ansehen, und das männliche und doch bescheidene Wesen des jungen Mannes, dem wir ja so viel verdankten, machte einen äußerst günstigen Eindruck auf mich. Auf meine Einladung, auf die er wohl schon gewartet haben mochte, besuchte er uns bald darauf mit seinem Vater. Louise bedankte sich mit einigen wirklich geschickt gewählten, herzlichen Worten bei ihrem Wohlthäter für sein muthiges Einschreiten, durch welches er ihr ohne Zweifel das Leben gerettet habe. Man merkte ihr deutlich an, daß nur die jungfräuliche Zurückhaltung sie verhinderte, ihrer tiefen Dankbarkeit in augenfälliger Weise Ausdruck zu geben.

Eines Sonntags kamen Dettmann und Sohn zur Kirche. Nach dem Gottesdienst kam der Alte allein zu mir und meiner Frau, während der Sohn auf dem Kirchenplatz geblieben war. Der Alte war sehr erregt, die Stimme zitterte ihm. „Na, wat, Herr Prozentner“, sagte er, „nehmen Set ni nich äwel, ek möcht en Wortke met Gme spraken.“

„Nun, heraus damit, lieber Dettmann“, sagte ich. Ich wußte wo es hinaus sollte.

„Na, met einem Wort“, sagte er, „min Jung, he steit dort bute, häd mi on de Mutter gesägg, wenn he

mais frie sull, möcht he am lewste, dat Kind, de Louise, frie. Wat sägge Se da to?“

„Ihr habt ihn gewiß darauf gebracht?“ fragte ich.

„Ja, wie hätte et em omt Mul geschmeert“, sagte er aufrichtig.

„Lieber Dettmann“, sagte ich, „der junge Mann gefällt uns ungemein; aber was soll ich Ihnen zur Antwort geben? Wenn ich Sie recht verstehe, halten Sie um Louise für Ihren Sohn an.“

„Ja“, sagte er.

Ich meinte darauf, sein Sohn könne ja noch lange nicht an Heirathen denken. Sich jetzt schon zu verloben, wäre doch nicht in der Ordnung. Doch der alte, vollständige Mann setzte mir aneinander, daß es für einen jungen Soldaten sehr heilsam wäre, sich mit einem Mädchen dabem versprochen zu haben. Ich mußte ihm darin Recht geben, wiewohl ich von langen Brautschaften nichts hielt. „Aber Dettmann“, sagte ich, allerdings nur scherzend, „der junge Mann müßte doch um die Zuneigung der Jungfrau werben.“

„Ach Jagen!“ erwiderte er, „is et nich verständiger, wenn de Vader dat for den Söhn besorgt? Freilich muß et met sienem Willen geschehen.“

Ich ging zu Louise und sagte ohne Umschweife: „Louise, mein Kind, der alte Dettmann ist hier und wirbt für seinen Sohn um deine Hand. Es ist mein Wunsch, daß du eine treue Stütze für dein künftiges Leben gewinnst, besonders für die Zeit, da ich hier nicht mehr sein werde. Der junge Dettmann hat mir durch seinen Vater die Erklärung bringen lassen, daß er keinen anderen Mädchen als dir seine Hand reichen möchte.“

Mit zunehmender Verwirrung hatte Louise meine Worte angehört, und als ich fertig war und sie sah, daß ich auf eine Antwort wartete, konnte sie nur die Frage herausbringen: „Soll ich denn schon heirathen?“

„Ei“, sagte ich, „von Heirathen ist ja noch nicht die Rede, du sollst ja nur sagen, ob du den jungen Dettmann fürs erste einmal zum Bräutigam haben möchtest.“

Louise hatte sich nunmehr schon etwas gesammelt und fragte in ihrer kindlichen Weise: „Was meinen denn Sie und die Mutter dazu?“ Ich wußte nun, wovon ich war, daß sie nämlich ihrerseits geneigt war, die Verlobung anzunehmen, daß sie aber die Entscheidung mehr von uns abhängig erscheinen lassen wollte. Ich sagte ihr nun, welche Meinung wir von dem jungen Dettmann hätten, und daß wir wohl glauben könnten, der liebe Gott habe ihr den wackeren Jüngling zum Lebensgefährten gesandt. Da trat sie auf mich zu, reichte mir erst schweigend die Hand, fiel mir dann mit Thränen der Nührung um den Hals.

Ich hatte sie wiederum verstanden. Nach einigen Augenblicken trat ich mit ihr in die Stube, wo ich den alten Dettmann und meine Frau gelassen hatte. Louise gab dem alten braven Mann die Hand, ging dann zu der Mutter und küßte sie. Dettmann aber ging auf meinen Wink hinaus um seinen Sohn zu rufen.

„Sie haben sich etwas früh nach einer Lebensgefährtin umgesehen“, redete ich, als der Vater mit dem Jüngling zurückgekehrt war, diesen an. Er wurde sehr verlegen und blickte seinen Vater an. Der nahm für ihn das Wort und sagte: „Frien soll on kann he ja noch nich; aber scht he förcht, dat Mäken kunn am ver-laren gahn, un wie hädben dat of geförcht. Wet he, woran he es, so geit he morgo met ruhigem Herzen to sin Regiment, on könnut äwert Jahr erscht wedder.“ Ich wandte mich zu dem jungen Mann mit den Worten: „Louise wird aus freier Entschliebung Ihnen ihr

Jawort geben. Sie sieht Sie an, als ihr von Gott gesandt. Sie werden schon wissen, wie viel ich und meine Frau Ihnen anvertrauen, wenn wir Ihnen das Mädchen versprechen. Zeigen Sie auch fernerhin durch ein frommes und gefittetes Benehmen, daß Sie einer Jungfrau würdig sind, die Ihnen zwar keinen irdischen Reichthum, aber einen viel höhern, ein der Gottesfurcht ergebenes Herz, entgegen bringt.“ Der junge Mann ergriff meine Hand und die meiner Frau. Nun wußte er aber nicht, was er mit Louise machen sollte. Auf meinen Wink trat sie ihm entgegen und reichte ihm ihre Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit.

In Mirow starb im Jahre 1675 der Herzog Johann Georg zu Mecklenburg. Dieser fromme und gottesfürchtige Fürst führte auf seinem Sterbebette viele christliche Reden, und da man ihm, nach gesprochener Absolution, den 6. Vers aus dem schönen Abendliede von J. Rist vorbetete:

„Bin ich gleich von dir gewichen,
Stell ich mich doch wieder ein;
Hat uns doch dein Sohn verglichen
Durch Sein' Angst und Todespein,
Ich verleugne nicht die Schuld,
Aber deine Gnad' und Guld
Ist viel größer, als die Sünde,
Die ich stets in mir besinde.“

so sagte er: Lasset mich den schönen Vers allein beten! Dies vollendete er nun mit festgefalteten Händen, gen Himmel gerichteten Augen, vielen Thränen und brünstigen Herzen. Nach empfangenem heiligen Abendmahl sprach er unter Andern zu seinem Weichvater: „Da ich noch ein Knabe war, lernte ich meinen Katechismus; den habe ich noch nicht vergessen, und in demselben diese Worte: „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit!“ Nun habe ich von Gott durch euch Vergebung der Sünden empfangen, darum habe ich auch Leben und Seligkeit, darauf will ich selig sterben!“ — Dieses selige Ende erreichte auch der christliche Fürst nach wenigen Stunden.

Unser täglich Brot gib uns heute.

Der berühmte Theolog D. Ziegler, dessen Luther in besonderen Ehren gedenket (Val. Herberger's Herzpostille auf den 7. Trint.), da er aus dem Kloster ging, bat er Gott, er wolle ihm ein ehrlich Amt, und etwa 40 Gulden dazu beschereen, damit er Gott und Menschen ehrlich dienen und sich ernähren könnte. Das geschieht. Da er nun sich verheirathet hatte, wollte es nicht reichen; da bittet er um 60 Gulden. Gott bescheret sie auch. Da die Kinder erwachsen, bittet er um 80 Gulden; Gott erhört ihn. Als Eheurung kam, bat er um 100 Gulden; Gott gab sie ihm desgleichen. Da er nun alt ward, wills abermals nicht reichen, da kommt er zu Gott und spricht: „Lieber Gott, ich habe von Abraham gelesen, daß er etliche mal mit dir geredet und du hast ihn in Gnaden erhört. Das habe ich auch erfahren, ach zürne nicht mit mir, ich will nur noch einmal mit dir reden. Gib mir, was ich bedarf, so will ich allezeit genug haben, ich will dir nichts mehr vor-schreiben.“ Darauf bescheert ihm Gott jährlich 150 Gulden. Und da es der ehrliche Churfürst von Sachsen erfährt, daß er also gebetet habe, schenkt er ihm noch

200 Gulden dazu, daß er in seinem Alter ein Labetrunklein hätte.

(Ev. Luth. Friedensbote.)

Kirchliche Nachrichten.

Der Methodistenprediger Thomas ist zwar, wie wir in voriger Nummer berichtet haben, wegen seiner falschen Lehre aus der Methodistenkirche ausgeschlossen worden. Mit diesem Verfahren scheinen aber manche Methodisten nicht einverstanden zu sein, indem sie erklären, die Zeugung des Versöhnungswerkes Christi und der Ewigkeit der Höllestrafen stehn nicht im Widerspruch mit der Lehre der Methodistenkirche. G.

Vor uns liegen 18 längere Sätze, wie solche am 3. November vorigen Jahres, von einer großen Versammlung von Geistlichen, zu Cannstatt, im Königreich Württemberg, gegen den Methodismus und sein Treiben in Deutschland, besonders in genanntem Lande einstimmig angenommen wurden. In diesen Sätzen wird zuerst das antikirchliche und schriftwidrige Wesen der methodistischen Sekten (denn dieselben haben sich alle in Württemberg eingenistet) klar und bündig geschildert. So z. B. lautet Satz 4: „Noch mehr zeigt sich der donatistische, sektirische Character des Methodismus darin, daß er eine sichtbare Gemeinde von Heiligen und Wiedergeborenen, ja zum Theil Sündlosen zu sein behauptet, und die Wirksamkeit der Gnadenmittel von der Heiligkeit der Menschen und ihrem Machen abhängen läßt.“

Zugleich aber scheint die Geistlichkeit Württemberg's einzusehen, daß es Zeit ist, mehr auf kirchliche Entschiedenheit und lutherische Praxis zu sehen, als dies bisher der Fall war. Davon handeln Sätze 14, 15 und 16 die also lauten:

„Durch den Methodismus hat uns Gott einen Segen zugebracht; er soll Hirten, Heerden, Gemeinschaften aufrufen zur Werthschätzung des kirchlichen Bekenntnisses, zu inniger Bekenntnissgemeinschaft und zu wahrhaft kirchlicher Seelsorge, um die Seelen auf den ev.-luth., d. h. biblischen Weg zum Frieden zu führen.“

Dieser Segen kann freilich nicht erlangt werden ohne Buße für die Vernachlässigung unserer kirchlichen Schätze. Der Methodismus ist ein Bußruf für Pfarrer, für die christlichen Laien wie für das Kirchenregiment.

Das beste Mittel gegen den Methodismus ist bekenntnißmäßige Lehre und Seelenpflege. Aber sie muß auch mit Polemik in Predigt und Katechese verbunden sein. Diese muß deutlich sein, den Namen: methodistisch und lutherisch nicht scheuen, und nur aus Hirtenmitleid mit der armen Heerde fließen. Man muß zur Klarheit bringen, daß es sich nicht um Staatskirche und freie Kirche um Pfarrer oder Stunde handelt, sondern um einen andern Weg zur Seligkeit, so doch kein anderer ist.

Das sind treffende Worte, nur hätten sie schon vor Jahren geredet und in Anwendung gebracht werden sollen. (Luth. Rztg.)

Zu einer großartigen Feier des zehnten November 1883 als des vierhundertjährigen Geburtstags Dr. Martin Luthers sind jetzt schon in Deutschland die Vorkehrungen in Angriff genommen. Ein für diesen Zweck eingesetztes Comité besteht aus dem Bürgermeister von Eisenach, Dr. jur.

Rißter, Secretär Wolther und Redact. Badewitz, und als Mittelpunkt der Feier ist die Wartburg ins Auge gefaßt. Es steht freilich zu erwarten, daß es bei dieser Gelegenheit in dem synkretistischen Deutschland wie jüngst beim Kölner Dombaufest eine Feier geben wird, gegen die der alte Luther, wenn er dazwischen fahren könnte, losziehen würde, wie er einst that, da er von der Wartburg kam, und die Worte wiederholen würde, die er in der zweiten seiner damals gehaltenen Predigten sprach: „Da ist kein Herz, kein Glaube, keine Liebe. Wo diese drei Stücke nicht zu einem Werke kommen, es sei so recht und gut als es immer wolle, so wird nichts daraus: ich wollte nicht einen Birnstiel drauf geben. . . . Und wo ihr also verharret und wolltet euch nicht lenken lassen, so wisset, daß ich nicht will bei euch stehen: ich wills euch dürre abgesagt haben.“ G.

Pastor Conrad Dreves, dessen Rückkehr nach Deutschland wir jüngst gemeldet haben, ist jetzt, wie der „Pilger“ berichtet, als Missionsinspector in Hermannsburg thätig. G.

Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft hat ihren 76. Jahresbericht herausgegeben, von welchem das deutsche Depot wie alljährlich einen Auszug in deutscher Sprache angefertigt hat. Die Freunde der Bibelsache erhalten hier wieder einen Ueberblick über das großartige Werk und die in allen Welttheilen betriebene Bibel-Colportage. Die Verbreitung des vorigen Jahres betrug 2,700,000 Exemplare heiliger Schriften, davon die Hälfte von ausländischen Depots. Die Verbreitung in Deutschland betrug 334,898 Exemplare, darunter 93,350 Bibeln, während die 25 deutschen Bibelgesellschaften zusammen 206,338 Exemplare, darunter 142,290 Bibeln verbreitet, wobei noch der große Vorzug der britischen Bibelgesellschaft in's Gewicht fällt, daß sie in Deutschland 60 Colporteurs besitzt, welche auch insbesondere in die katholischen Gegenden Gottes Wort hinausbringen und durch ihre mündliche Verkündigung wirken. (Pilger.)

Conferenz-Anzeige.

Die gemischte Pastoral-Conferenz des 3. Districts von Minnesota tagt, so Gott will, vom 8.—10. Febr. bei Herrn Pastor Dagesförde in Nicollet.

H. K r e y s m a r.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrgang XVI: Die Herren Pastoren: Derbing, 1.00. Schmäuser, 1.05. Rohrlack, 1.05. Duehl, (für Behrens, Horrisberger, Zinnschlag, Luchfinger, Diehude, Math's, Krüger, Kohls) 8.40. Daher, 3.15. Siefer, 1.05. Wunder, 1.10. C. Strafen, 1.05. Reichenbecher, (für C. Niemann) 1.05. Keibel, 7.40. Rogler, 6.45.

Die Herren: Kirchner, 1.05. Gothe, 1.05.

Jahrg. XV. XVI.: Häse, 3.90. 80 Cts.; persönlicher Beitrag, 3. Brockmann, 76.40. 3.60.

Jahrg. XV.: Herr Splinger, 1.05.

Jahrgang XIV. XV.: Herr Pastor C. F. Meyer, 2.10.

Die geehrten Leser, welche übrige Nummern von Nummer 5, 6, 7, dieses XVI. Jahrgangs haben, werden gebeten, dieselben bald an den Unterzeichneten auf dessen Kosten zu senden.

H. J ä k e l.

Für das Seminar: P. Dehler, Weihnachts-Coll. \$7.75.—P. Hacker, do. \$6.—P. Rom-

mensen, pers. Beitrag \$25; Reformationsfest-Coll. in Buffalo City \$3.80; Weihnachts-Coll. in Town Baumann \$2.70.—P. Kämpflein, Coll. seiner Gemeinde \$4.—P. Adelberg, vom Frauen-Verein der St. Peters-Gem. \$20.—P. Kleinlein, Weihnachts-Coll. in Menomonee \$18.25.—P. Kluge, von New London \$3; von Hortonville \$6.60; von Dale \$4.40.—P. Abrecht, von der St. Johannes-Gem. in Woodville \$2.13; von der Dreieinigkeits-Gem. in Kaukauna \$3.—P. Keibel, Weihnachts-Coll. \$6.25; Hochzeits-Coll. bei Bauglaff \$3.50.

Für Schuldentilgung: P. Dehler, Theil seines Beitrags \$5.—P. Kämpflein, Coll. seiner Gem. \$4.—P. Jäkel, von Töpfer u. Sohn \$15; Ferd. Reuter \$5; A. Zimmermann \$2; Haufeisen \$1.50; Henke sen. \$1; H. Kruse 75 Cts.—P. Keibel, (2. Zahlung) \$10; aus der Gem. in Roskuth von H. Sprick \$5; Frau Kiel \$4; H. Breier \$2; E. Förster, Fr. Hadrath, A. Pulz, A. Schütte, je \$1; G. Hadrath, A. Breier, je 50 Cts.—Dr. Vink in Waterloo \$11.50.—P. Adelberg, von B. Borgwart (2. Zlg.) \$3; M. Graper, J. Fotsch, je \$5; N. N. \$2.—P. Seifert, persönlich \$5; H. Boof \$5; Coll. der St. Johannes-Gem. \$3.

Für arme Studenten: P. Goldammer, Weihnachts-Coll. \$4.

Für Waisen: P. Keibel, von Jul. Schlei 35 Cts.; von Schulkindern ges. 72 Cts.

R. A d e l b e r g.

Für die Anstalt in Watertown empfangen: Durch P. M. H. Duehl von seinem Schwiegerjohn F. Diehude, \$5; von Frau M. Duehl, Dankopfer \$2.—Theil der Missionsfest-Coll. der Gem. des P. Hoffmann \$10.—P. Gensike sen., von N. N. \$4; N. N. \$4; N. N. zur Ausbreitung des Reiches Gottes \$2; N. N. \$2.—P. Hillemann sen., gemeldet auf der Hochzeit von Maria Habichhorst \$7.—P. Gensike, ges. in seiner Gem. \$4; von der Gem. in Watertown, Weihnachts-Coll. \$14.90.—P. Mayerhoff, vom Missionsfest zu West Bend und Newburg \$17.25.—P. Kilian, Weihnachts-Coll. \$8.25.

J. S. B r o c k m a n n.

Für die Wittwen-Casse: P. Hillemann sen., von seiner St. Lucas-Gem., Erntefest-Coll. \$6.50.—P. J. Hacker, von H. Heuer \$2.—P. Hilpert, Erntefest-Coll. \$8.—P. Klindworth, Coll. \$5.15; pers. Beitrag \$2.—P. Hillemann, von ihm selbst und seiner Gem. \$8.—Prof. Gräbner, pers. Beitrag \$2.50.—P. Adelberg, Weihnachts-Coll. \$11.

J. B a d i n g.

Für die Synodal-Casse: P. Hillemann, Coll. seiner Gem. \$4.05; für Synodalberichte \$1; von C. Haß 95 Cents.

J. C o n r a d.

Für den Kirchbau der ev.-luth. Friedens-Gem. ist an weiteren Gaben eingegangen: Von den Gem. der Herren Pastoren: Thurow \$7; Waldb \$6.10; Kilian \$7; J. Meyer \$8; Liesfeld \$9; Emma \$37.10.

Der Herr wolle allen lieben Gebern in Zeit und Ewigkeit diese brüderliche Liebe nach Seiner Verheißung vergelten.

J. A v e l l e m a n n t.

Für die Taubstummenanstalt zu Norris: Von Frau Julia Miller in Manitowoc \$5; von der Gem. des Herrn P. Lucas \$5; von der Gem. des Herrn P. Ph. Koehler \$20.

C. D. S t r u b e l, Cassirer.